Briefe
über den Krieg.

All partial Evil, universal Good.

POPE.

1778.

Inhalt.

Iter Brief.

Das Kriegs-Uebel kein Einwurf wider die Vorsehuug.

IIter Brief.

Spannung der menschlichen Kräfte, and Thätigkeit, die der Krieg veranlaßt.

IIIter Brief.

Heilsame Würkung des Krieges — weckt und erhält den martialischen Geist.

IVter Brief.

Krieg, eine Veranlassung zu ungemeinen Thaten und Verdiensten.

Vter Brief.

Betriebsamkeit und Erwerb fleißiger Bürger im Kriege.

VIter Brief.

Große Güter, oft Frucht und Folge des Krieges.

VIIter Brief.

In wie fern Krieg ein Besserungsmittel sey.

VIIIter Brief.

Vorzug des Friedens.

I. Brief.

Sie haben freylich darin Recht, mein theurester Freund; der Krieg ist unter den Uebeln, denen das menschliche Geschlecht unterworfen ist, eines der fürchterlichsten und traurigsten, und wo ist ein Menschenfreund, der, mit der Natur und den Folgen dieses Uebels bekannt, dem Ausbruch desselben mit Gleichgültigkeit zuschauen könnte? Sehr gern stimme ich deswegen in die Klagen ihres guten Herzens ein, und es hätte nicht einmal einer so lebhaften Schilderung von dem mannichfaltigen Elende, das der Krieg verursacht, bedurft, um mich durch Ihren Brief auf einige Stunden traurig zu machen. — Bey dem allen

mein Freund sind Sie viel zu ängstlich, und haben sich auch dasmal von Ihrer Einbildungskraft und von Ihrer Empfindsamkeit über die Grenze der Ihnen sonst gewöhnlichen philosophischen Mäßigung hinreissen lassen. Einem Manne von ihren Grundsätzen kann ich durchaus die Deklamation, mit der Sie Ihren Brief endigen, und die im Grunde nichts anders, als Zweifel an der alles lenkenden Vorsehung ist, nicht zu gute halten. Was hilft dem Piloten seine Schiffarthskunde, wenn er im Sturme seine Besonnenheit verlieret, oder seine Theorien und Erfahrungen dann zu bezweifeln anfängt, wann er sie anwenden soll? So wird uns auch Glauben an eine wohlthätige Gottheit nichts helfen, wenn wir uns von jedem Unwetter, das uns auf der Farth des Lebens aufstößt, gleich in unsern Grundsätzen irre machen lassen wollen. Wenn angenehme Zephyre uns umsäuseln, oder wenn wir am bezaubernden Wasserfalle der Nachtigall zuhorchen; dann wollten wir mit Werthern in fromme Entzückungen gerahten, und mit Gottes

tes Einrichtungen zufrieden seyn — wenn aber der Sturm heult, oder der empörte Ocean uns Schrecken verursachet, dann uns zu der Parthey der Ungläubigen schlagen? dann gleich zweifeln: ob die Welt auch von einer weisen Güte beherrscht werde? Nein; gönnen Sie eine solche Unbeständigkeit den Fladergeistern, die ihre jedesmalige Theorien nach ihren Empfindungen ändern; wir wollen dem System, das wir einmal als wahr erkannt haben, treu bleiben, und gegen alle Urtheile unsers Verstandes mißtrauisch seyn, die während leidenschaftlicher Aufwallungen eines bewegten Herzens gefällt werden.

Die Welt ist das Werk der höchsten Weisheit und der wohlthätigsten Macht. Sie ist ein harmonirendes Ganze, und kein Theil desselben ist an unrechter Stelle, ist vergeblich, oder der Vollkommenheit des Ganzen hinderlich. Eben der unendliche Verstand, der in dem materialischen Theile der Schöpfung alles vorhergesehen, verbunden, geordnet, alle Kräften gegen einander abgewogen, und bey allen Wür-

kungen dieser Kräfte Ordnung und Glückseligkeit zum Zweck gehabt hat; eben dieser Verstand hat auch die Würkungen aller intellektuellen und moralischen Kräfte in der Welt vorhergesehen, und sie dergestalt durch einander bestimmt, daß sie der abgezweckten Ordnung und Glückseligkeit beförderlich sind. So ist alles was in der Welt geschiehet, gut, alles mit in den Plan der Vorsehung eingeflochten; das Uebel ist nur transitorisch und relativisch. Das Auge, welches mit Einem Blicke das ganze Universum übersieht, und die ganze Ewigkeit durchschaut, dieses Auge siehet kein Uebel, keine Disproportion, keine Unordnung.

Bey diesen Grundsätzen mein Freund wollen wir bleiben. Von ihnen wollen wir bey allen Untersuchungen über die Wege der Vorsehung ausgehen, und zu ihnen mit anbetender Freude zurückkehren. Es soll uns dabey nicht befremden, noch weniger uns unsre tröstliche Ueberzeugungen rauben, wenn wir in tausend Fällen von den Rathschlüssen und Absichten der Gottheit nicht Rechenschaft geben können.

Uns muß unzählig vieles unerklärbar und dunkel bleiben. So auch jenen höhern Intelligenzen, wie viel tausendmal ausgebreiteter auch ihr Gesichts-Creyß seyn mag. Glauben bleibt Pflicht für alle erschaffene Geister. Der Seraph sieht so wenig alles, als der Mensch alles sehen kann — aber bey jedem Fortschritt in Erkenntniß der Wahrheit, bey jeder Erhöhung unserer Verstandeskräfte, bey jeder Vergrößerung unserer Würkungs-Sphäre wird dieses Vertrauen in die untrügliche Weisheit und Güte Gottes uns zu einer leichteren seligeren Pflicht werden. Lassen Sie uns unterdessen uns schon hier auf Erden in Erforschung der weisen Absichten, die die Vorsehung bey ihren Anordnungen und Zulassungen hat, üben. Beobachtung, und Nachdenken, und Benutzung unsrer Erfahrungen werden uns schon hier viel Wahrheit sehen lassen, die dem Gedankenlosen verborgen bleibt, und uns viel reine Freude geben, die das Herz des zerstreueten Weltlings nicht geniessen kann.

Versuchen Sie es, und wenden diese Betrachtungen auf die Natur des Uebels

an, womit Deutschland jetzo an neuem bedrohet wird, und das ihrer guten Seele so vielen Kummer verursacht. Mag der Krieg immer zunächst ein Werk der menschlichen Bosheit und Lasterhaftigkeit seyn: so ist er doch auch als vorhergesehenes und zugelassenes Uebel ein Werk Gottes, und in dieser Rücksicht muß er zur weisen Regierung der Welt nöthig, und wohlthätigen Absichten beförderlich seyn. Wäre der Krieg ein absolutes Uebel, wäre durchaus kein Gutes die Folge desselben, oder könnte dieses Gute auf einem andern kürzern Wege bewürkt werden, würde ihn die höchste Weisheit da wohl mit in ihren Plan eingewebt haben?

Wir wollen also immerhin diejenigen Fürsten als Geissel des menschlichen Geschlechts ansehen, deren ungezähmte Ehr- oder Ländersucht der Welt den herrlichen Segen des Friedens raubt; wir wollen unsre Herzen bey dem Anblick eines so mannichfaltigen und verwüstenden Elendes weder durch Philosophie, noch durch Politick verhärten; Eintracht der Völker und Glückseligkeit des Friedens soll unser

Wunsch

Wunsch bleiben — aber an der tadellosen Weisheit des obersten Regenten der Welt wollen wir uns nie durch Unzufriedenheit oder Tadel versündigen.

Lehrt es Sie nicht die Geschichte und die Erfahrung, daß vielerley Gutes Frucht des Krieges sey? Die Klugheit wird es erfordern, daß wir jetzo vorzüglich diesem Guten nachspüren, und durch die Betrachtung desselben uns beruhigen und trösten. Wohlan mein Lieber, ich biete Ihnen in dieser Untersuchung die Hand — Lassen Sie uns so viel Gutes, als wir auffinden können, in die eine Schale werfen; kömmt auch die Wage nicht gleich zu stehen, so wird sie doch wenigstens schweben. Ich umarme Sie mit dem freundschaftlichsten Herzen.

II. Brief.

Sie sind mit mir einig mein Theurester, daß sich für das Uebel in der Welt überhaupt, und für den Krieg insbesondere im Allgemeinen sehr wohl die Vorsehung rechtfertigende Gründe anführen lassen. Aber allgemeine Gründe, sagen Sie, geben auch nur eine Beruhigung im Allgemeinen, und Sie fordern mich auf Ihnen mein Versprechen zu halten, und es Ihnen näher anzuzeigen: was ich dann für mancherley Gutes in einem Zustande der Unruhe, als doch der Krieg seiner Natur nach ist, zu erblicken glaube. Wundern Sie sich nur nicht; eben diese Unruhe selbst halte ich der menschlichen Gesellschaft für sehr vortheilhaft. Im Kriege, und bey den Zurüstungen zu demselben, werden Millionen Menschen in eine ganz ungewöhnliche Thätigkeit versetzt. Ihre Kräfte werden auf einmal gespannt, ihre Nerven erschüttert, ihre Lebensgeister

zu einer geschwinderen Bewegung gebracht. Bey den Armeen, die ins Feld ziehen müssen, fällt dieses am meisten in die Augen. Sie werden es an Ihrem Orte so gut, als wir an dem unsrigen bemerkt haben, welch ein lebendiger Geist auf einmal die Garnison belebt hat, und mit welcher rastlosen Geschäftigkeit die ganze Stadt ist erfüllt worden. Ich glaube so gar: der Anblick dieses neuen Lebens, dieser Bewegungen, dieser überall merkbaren Thätigkeit werde Ihnen an sich, so oft Ihnen der Gedanke: wozu das alles abzweckt, nicht besonders gegenwärtig gewesen, ein nicht geringes Vergnügen verursachet haben. Unsre Seele findet ein natürliches Wohlgefallen an belebten und bewegungsreichen Scenen; es behagt ihr nichts mehr als die Wahrnehmung von Kraft und Anstrengung, und warum das? weil sie selbst dadurch von neuem gespannt wird, neue und mehrere Vorstellungen bekömmt, und aus dem Zustande einschläfernder Einförmigkeit herausgehoben wird. Eine solche Erschütterung bekömmt im Kriege nicht blos

der militarische Theil der Nation, sondern auch der ungleich größere Theil des Volkes, der zum Fechten keinen Beruf hat. Kein Stand, der nicht mehr oder weniger in eine ungewöhnliche Thätigkeit versetzt werde. Wenigstens werden Vorstellungen und Empfindungen auf einen großen allgemein wichtigen Gegenstand hingerichtet. Eine Aussicht öfnet sich, die allen in einem hohen Grade interessant ist, und die Anstrengung, und Uebung von mancherley Geisteskräften bewürkt.

Es ist wohl nicht die Frage: ob dergleichen verursachte Spannung der menschlichen Kräfte und daraus erfolgende lebhaftere Betriebsamkeit an sich etwas Gutes sey. Ohne sie, meine ich, sey nichts großes, nichts ungemeines, nichts warhaftig edles zu erwarten. Wie es sich bey einzelnen Menschen verhält: so verhält es sich auch mit der ganzen Masse des Volks. Gehn Sie die Geschichte durch; Sie werden mir nicht Einen großen Mann, dessen Leben thatenreich gewesen, aufstellen können, der sich nicht, wenigstens von Zeit zu Zeit in sehr interessanten

Um-

Umständen befunden. Wie eine starke Bewegung dem Körper, zumal dem Vollblütigen, von Zeit zu Zeit heilsam ist: so muß auch der Geist zuweilen in eine ungewöhnliche und angreifende Bewegung gesetzt werden. Natürliches Feuer reicht allein nicht zu; es muß durch den wohlthätigen Hauch der Noth, oder der Widerwärtigkeit angefacht, oder durch etwas, das die Leidenschaften in Bewegung setzt, unterhalten werden. Sonst kann es zwar glimmen, und, wenn ich so reden darf, den Geist verschwölen, aber es wird nie in eine helle Flamme ausschlagen. Mancher, dessen Kräfte sich hier nicht entwickeln sollen, bleibt blos darum in einem Zustande träger Unthätigkeit, seine Kräfte schlafen, weil er sich in einer zu bequemen einförmigen Lage befindet. So stocken auch die Lebens-Säfte, die den großen Staas-Körper gesund und stark erhalten sollen, wenn nicht allgemeine und anhaltende Erschütterungen von einer Zeit zur andern empfunden werden. Longa pace desides, sagt Tacitus, und an einem andern Ort: Segnitia cum otio

otio intravit * — — und das wird auch wohl beständig die Erfahrung nach lange daurender Ruhe bestättigen.

Es bedarf es zwar nicht gerade eines Krieges, um auf diese Weise eine Nation aus der Lethargie zu erwecken, und in ein regeres Leben zu versetzen. Sie werden mir aber auch zugestehen: daß Krieg hiezu das allerwürksamste Mittel sey. Andre Ursachen haben, zumal in monarchischen Staaten, weder eine so starke, noch eine so allgemeine und anhaltende Würkung, und stark, allgemein und anhaltend muß die Würkung seyn, wenn sie wohlthätig werden soll. Eine Kriegeserklärung oder was dem ähnlich ist, kann man sehr wohl mit einem elektrischen Funken vergleichen, der ans den Cabinettern der Fürsten ausfährt. Der Schlag wird fast zu gleicher Zeit, und mit gleicher Heftigkeit bis in die entferntesten Provinzen in Pallästen und in Hütten gefühlt. Diese moralische Elektrisirung kann wehe thun — aber ich bin versichert daß sie wohlthätig sey.

Lassen

* Histor, l. 88. Vita agric. 123.

Lassen Sie uns also den Schluß machen mein theurer Freund: Die Vorsehung braucht den Krieg, wie sie Orkane und Blitz und Erdbeben in der physikalischen Welt gebraucht. Friede ist stillen warmen Sommertagen gleich. Sie sind angenehm, sie sind wohlthätig, aber es ist auch höchst nöthig, daß nach ihnen Sturm und Ungewitter, Luft und Wasser und Saaten und Bäume erschüttert. Leben Sie wohl.

III. Brief.

Das hätte ich vermuthen können, daß Sie mir mein Gleichniß von der elektrischen Erschütterung nicht so durchgehen lassen würden. Aber ich gebe es Ihnen gern zu, daß sie auch leicht zu heftig werden, daß sie dem Staats-Körper, wenn er schwachnervicht ist, convulsivische Zuckungen verursachen, ihn auch wohl gänzlich lähmen und tödten könne. Aber auf der andern Seite werden Sie auch nicht läugnen können, daß schon manches durch ganz andre Ursachen gelähmtes und siech-gewordenes Reich dadurch wieder stark und gesund geworden ist. Die Republick Holland hat die große Rolle, die sie in Europa gespielt hat, lediglich der gewaltigen Anstrengung zu verdanken, zu der die unruhige Zeit der spanischen Unterdrückungen und Kriege sie gezwungen hat; die Schweitz ist in den Kriegen mit Oesterreich nicht schwächer, sondern ungleich

stärker geworden; * Rom ist mitten unter seinen beständigen Kriegen gesund und mächtig geblieben; Ueppigkeit und übermäßiger Reichthum, und allmälige Zerrüttung seiner innren Constitution hatten es entnervt und zu Grunde gerichtet, und das zu einer Zeit, in der es keine furchtbare Macht mehr und neben sich hatte, in der die Kriege, die es führete, als keine die Wohlfahrt des Staats betreffende Angelegenheit mehr angesehen wurden. Nach dem letzten punischen Kriege fing Rom an durch seine eigne Schwere und Macht zu sinken — und wie tief es gesunken; welch ein verächtliches, kraftloses, liederliches Geschlecht von Menschen eben diese ehemals so ehrwürdige, tapfre, tugendhafte Römer geworden — das wissen Sie mein Freund; wenn irrgend etwas ein so verderbtes Volk wieder hätte bessern, und emporbringen können, so hätten es die Einfälle der Barbaren im fünf-

* Ein neueres Beyspiel zeigt: in welcher kurzen Zeit ein Volk unter kriegerischen Unruhen stark und furchtbar werden kann.

fünften Jahrhunderte thun müssen; aber der Körper war bereits zu schwach, um die einzige noch mögliche Kur auszuhalten; die Krankheit hatte die edlen Theile angegriffen; Rom muste zu Grunde gehen.

Martialischer Geist darf einmal nicht f hlen in einem Staate, so lange des Abbé St. Pierre gutherziges aber schimärisches Project nicht realisirt werden kann. In der Verfassuug und Lage, worinn sich die menschlichen Societäten befinden, und wahrscheinlischer Weise bis an das Ende der Welt befinden werden, wird dieser Geist als ein nothwendiges Ingredienz zu der Masse der National-Tugend sehr sorgfältig erhalten werden müssen. Mehr oder weniger ist freylich davon nöthig nach der Größe und äusserlichen Beschaffenheit des Staats. Ein Staat ohne martialischen Geist ist wie ein Mann ohne Muth; er wird auch bald das Schicksal eines solchen Mannes haben. Einmal wird er in seinen Unternehmungen weder entschlossen, noch beherzt seyn; dann wird er sich auch jeder Ungerechtigkeit, jeder erniedrigenden

den Beschimpfung, jeder muthwilligen Anmassung eines mätigen Nachbars Preis geben müssen. Wie das Weib seiner natürlichen Schwäche und Furchtsamkeit wegen bey dem muthigeren und stärkeren Manne Schutz suchet: so wird auch der ganz ungriegerische Staat, mag er übrigens noch so groß und reich seyn, seine Sicherheit und Erhaltung nur in einer gewissen Abhängigkeit von dem miltärischen finden können.

Nehmen Sie an mein Freund: eine von den Haupt-Mächten, die das politische System von Europa jetzo im Gleichgewicht erhalten, würde durch eine oder die andere Ursache ganz um die Eigenschaften und Tugenden gebracht, in deren Vermischung der martialische Geist besteht; Tapferkeit, Gehorsam gegen Obere, Mäßigkeit, ausdauernde Leibes-Stärke, Duldsamkeit bey angreifenden ungewohnten Beschwerlichkeiten, Uebung im Gebrauch der Waffen — das alles ginge samt der schweren viel umfassenden Krieges-Wissenschaft, die dem Anführer und dem Officier nöthig ist, gänzlich verloren.

Was meinen Sie? würde sie sich dabey lange in ihrem Ansehen erhalten? würde alle Kunst der Politick, alle Verschlagenheit der Gesandten diesen Mangel ersetzen, oder den Fehler der innren Verfassung lange verbergen können? — Sie werden mir dies alles leicht zugestehen, aber mir auch einwenden: es gäbe noch andre Mittel, als den Krieg, um die nöthige Portion dieses martialischen Geistes im Volke zu erhalten; eine gute Erziehung könne einmal dazu schon vieles beytragen; dann sey es auch, seitdem in Europa stehende Armeen Sitte geworden, so viel leichter diesen abgesonderten und zur Vertheidigung bestimmten Theil des Volks in der gehörigen militärischen Ordnung und Uebung zu erhalten; fortgesetzte soldatische disciplin, Exercirung der Truppen, Revüen, Feldläger, Manövre u. d. gl. werden immer so viel Mannhaftigkeit und Krieges-Kunde befördern und erhalten, daß der Staat gegen ungerechte Anmassungen und Bedrückungen erforderlichen Falles geschützt werden könnte. — Ich gebe es Ihnen zu; die Weisheit des Regenten

genten wird schon dafür sorgen können, daß die Armee mitten im Frieden furchtbar und tapfer bleibe. Es wäre auch wohl unsinnige Politick, einen Krieg darum anzufangen oder zu suchen, damit die Truppen zu kriegerischen Fertigkeiten gewöhnt würden. Indessen ist auch dieses ausser Streit: entsteht einmal ein Krieg, sey er gerecht oder ungerecht, glücklich oder unglücklich: so wird die Folge immer die seyn, daß die Armee dadurch geübt, abgehärtet, fruchtbarer gemacht wird. Der große, vielumfassende, entschlossene Geist eines Turenne kann sich auch nicht auf dem Exercier-Platze, nicht bey dem Manövre bilden; es ist einmal eine ganz andre Lage, in der der Officier auf dem Marsche, in der Tranchee, in der Schlacht ist, als diejenige, in der er sich in der Garnison befindet; der Soldat im Felde, und der Soldat auf der Parade sind warlich nicht einerley. Anführer und Gemeine haben in beyden Fällen ganz andre Erfahrungen, ganz andre Strapazen, ganz andre Gelegenheiten sich auszubilden; der martialische Geist bekömmt

im Kriege eine ganz andre Nahrung, als im Frieden.

Ich will Sie nur auf diese einzige Betrachtung aufmerksam machen: Der Adel ist in einem jeden Staats-Körper, der nicht das eiserne Joch des Despotismus schleppt, ein unentbehrliches Glied. Aber er erfüllt nur dann seine große Bestimmung, er ist nur dann ehrwürdig, wenn er patriotisch, tapfer, und zu allem Edlen und Großen vorzüglich aufgelegt ist. Ein solcher Adel hat Frankreich mehr als einmal von seinem Untergang gerettet. Ein entnervter, üppischer, weibischer Adel hingegen, der aus wohllüstigen Weichlingen, aus aufgeblasenen, kraftlosen und ruhmräthigen Gecken besteht, ein solcher Adel taugt zu gar nichts; er hat aufgehört Adel zu seyn, ob er gleich noch so heißt.

Nun ist gewiß der Krieg eine unvergleichliche Schule für die Edelleute. Sie werden von dem weichlichen und müßigen Leben, zu dem sie in ihren Umständen so viel mehr Versuchung und Vorschub haben, wieder entwöhnet. An die Stelle

der

der Liebe zur Gemächlichkeit, und zum Vergnügen, der sie sich nur zu leicht bey einem lange daurenden Frieden ergeben, tritt nun wieder ernsthafte Beschäftigung, Bekanntschaft mit Beschwerlichkeit und Gefahr, Gewöhnung an Nachtwachen, an Frost und Hitze, an Hunger und Durst, und an eine jede Probe, auf welche Muth und Kraft gesetzt werden kann. Ich habe in diesen Tagen nicht ohne eine Art eines patriotischen Vergnügens ein beladenes Packpferd ansehen können. Ein Gezelt, ein lederner Stuhl, ein kleiner Tisch, eine Matratze, und ein Kasten mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens — damit muß sich nun der vielleicht sehr verwöhnte junge Held begnügen. Das mag vielleicht manchem äusserst unangenehm seyn, aber in der That, es ist dem Menschen und dem Soldaten sehr nützlich. Man erzehlt hier, daß verschiedene Subalternen Officiere beym Ausmarsch für 600, 800 bis 1000 Thaler an Mobilien, die zum Luxus gehören, zurückgelassen, oder verkauft haben. Tapeten, Fußdecken, Sophas, große Spie-

gel, Verguldungen, weiche und zierliche Betten, warme Schlafröcke, und alles, was die üppige Weichlichkeit fordert, hat man in dem Zimmer des jungen Lieutenants oder Fähnrichs antreffen können. Das alles entbehren müssen, lernen müssen: wie mit wenigem auch der reiche Junker zurecht kommen kann, es erfahren müssen: wie nothwendig einem Officier ein starker abgehärteter Körper, und eine männliche und thätige Seele sey — meinen Sie nicht mein Freund, daß auch in dieser Absicht der Krieg seine sehr wohlthätige Folgen habe?

Home, der in einem besondern Abschnitt seines scharfsinnigen Versuches über die Menschheit Frieden und Krieg gegen einander abgewogen hat, führt eine merkwürdige Stelle aus dem Procopius an, die ich Ihnen hier abschreiben will. Der Geschichtschreiber spricht von den sonst so tapfern Vandalen, und beschreibt folgendermassen ihren Zustand nach dem Genuß eines sehr langen Friedens: „Seit„dem sie sich in Afrika niedergelassen, ist „kein Volk schwelgerischer und üppiger

„ge-

„ gewesen, als sie. Sie hatten sich an
„ tägliche Bäder gewöhnet, und bey ihren
„ Mahlzeiten fand man alles, was die
„ Natur leckeres liefern kann; ihre Klei-
„ dung glänzte von Gold und Seide, und
„ ihre Zeit brachten sie größtentheils auf
„ dem Theater, im Circus, oder mit an-
„ dern festlichen Unterhaltungen zu; die
„ Jagdlust ware ihre einzige Beschäftigung.
„ Dabey hatten sie einen großen Ueberfluß
„ an Tänzern und Comödianten, und an
„ allem, was nur irgend Augen und Oh-
„ ren ergötzen kann. Ihre Lust-Gärten
„ waren mit schönen Alleen und herrlichen
„ Wasserleitungen geschmückt. Sehr oft
„ gab es unter ihnen Gastmähler und
„ Schmausereyen, und in aller Art von
„ unzüchtiger Weichlichkeit waren sie ganz
„ vorzüglich geübt." *

Dieser Fall wird mehr oder weniger eintreten, wenn ein Staat eine lange Zeit einer ungestörten Ruhe geniesset, und je mehr er dabey das Glück des Ueberflusses und des Wohlstandes empfindet, desto eher wird er von dem Gifte, so dieser Zu-

stand

* Procop. de bell. Vand. L. I. C. VI.

stand mit sich führet, angesteckt werden. Wenige Menschen bestehen in der Gefahr des Wohllebens — Die Vorsehung mischt daher mit weiser Güte böse Tage unter die angenehmen, und eben diese Vorsehung sorgt mit gleicher Güte für ganze Gesellschaften, die ebenfalls von Zeit zu Zeit solcher stärkenden und reinigenden Arzney-Mittel bedürfen. Ich befehle Sie mein Freund dieser väterlichen Vorsicht Gottes.

IV. Brief.

Es kann es niemand mehr als ich empfinden, mein theurester Freund, wie viel Wahrheit die Stelle enthalte, die Sie mir aus dem Erasmus anführen: Kein Krieg, so gerecht er auch seyn mag, mit so vieler Mäßigung er auch geführt wird, der nicht unzählige Frevel und Leiden zu Begleitern habe. * Sollte nicht aber zu einigem Trost der Rechtschaffenen auch gesagt werden können: Kein Krieg, mit so vieler Ungerechtigkeit und Grausamkeit er auch geführt werden mag, der nicht auch viele große Thaten, viele tugendhafte menschenfreundliche Handlungen, viele ungemeine Aeusserungen treflicher Eigenschaften erzeuge und veranlasse?

Er

* Illud interim, schreibt Erasmus an den Kayser Karl V., semper meminerit tua Clementia, nullum bellum, neque tam de justis caussis suscipi, neque tam moderate geri, quod non ingens & scelerum & calamitatum agmen secum trahat — wer aber scheint dieses wohl weniger bedacht zu haben, als Karl der Fünfte?

Erinnern Sie sich, was ich in einem meiner vorigen Briefe von der Anstrengung menschlicher Kräfte, und der interessanten Situation, die der Krieg verursachet, bemerkt habe. Hiezu kommt das große Theater, — und die Gelegenheit zu ungemeinen Verdiensten; das alles zusammen bildet große Seelen, oder vielmehr, es macht es den großen Seelen möglich, sich zu zeigen, und frey und hoch daher zu schweben.

Die Thaten der blossen Eroberer, so viel Klugheit und Kraft, und Verstand sie auch beweisen mögen, will ich nicht in Anschlag bringen. Da ihnen Gerechtigkeit und Güte fehlet: so sind sie der Bewunderung bey weitem nicht werth, die sie zu erregen pflegen, und gehören mit unter die schrecklichsten Uebel die der Krieg veranlasset.

Aber der wahre Held, der weder aus blos ehrgeitzigen oder habsüchtigen Absichten, noch auch aus blosser Herzhaftigkeit den Kriegs-Gefahren entgegen gehet — in dessen Brust Religion, Patriotismus, Menschenliebe neben dem Feuer natürli-

cher

cher Tapferkeit glühen; dieser Held, sey er General oder gemeiner Soldat, verdient es, daß wir seine edle Thaten, seine Verachtung der Gefahren, seine schwere Verleugnung um Gottes und des Gewissens willen, seinen Muth in der Schlacht, seine Enthaltsamkeit und Sanftmuth gegen Ueberwundene, sein ganzes großes und schönes Betragen unter die mit Recht bewunderten seltenen Früchte rechnen, die nur durch die Hitze des sonst so verderblichen Krieges = Feuers zur Reife gebracht werden können. Setzen Sie den Fall, mein Freund: Dieser Held sey ein Fürst, in den Jahren, wo die Liebe zur Ruhe und zum Genuß allen heftigen Leidenschaften einen starken Zügel anlegt; Friede und Wohlstand seiner Länder sey der einzige Wunsch dieses Fürsten; der Anblick dieses ruhigen Wohlstandes seine einzige Lust — — aber der edle Greiß soll noch einmal auf die Probe gestellt werden; Gerechtigkeit, und was er seinem Volke, und seinen verbündeten Mitfürsten und seinen Nachkommen schuldig ist, fordern ihn noch einmal auf das

Schwerd

Schwerd aus der Scheide zu ziehen — und die Pflicht ist ihm nun heiliger und theurer als die gewohnte Ruhe — er stellt sich hin — übernimmt muthig und geduldig alle Beschwerlichkeiten des Feldzuges, geht mit ofnem heitern Auge der Gefahr entgegen, und steht nun da, ein Vertheidiger der Freyheit, und ein Beschützer des Ueberwältigten — wie verehrungswürdig, wie groß, wie furchtbar ist dieser Fürst! — —

Haben Sie je ohne Rührung die edle That eines Leonidas und seiner Spartaner lesen können? So ein Verdienst kann nur im Kriege erworben werden, * aber nicht nur der Anführer, auch der gemeinste Soldat kann desselben theilhaftig werden, wenn er, wie Abt so schön sagt: „Einsichten und redlichen Dienst-Eyfer „hat, wenn er, wie Anführer denkt, und „wie ein rechtschaffener Bürger empfin„det, wenn er Wunden und Tod nicht „scheuet um der Brüder willen, und sein „Leben nicht theuer achtet um des Vater„landes willen, das ihn sendet; wenn „ihn

* Non idem maguis meritis in pace locus. Tacit.

„ihn seine Tage würklich abgefordert wer„den, und er sie freudig dahin giebt—
„Ja, da liegt er auf dem Bette der Eh„ren, des bleibenden Nachruhms, der
„Verdienste! Tretet näher Jünglinge:
„ihr habt nicht immer einen solchen Anblick! prägt euch die Bildung des wa„ckern Mannes tief ein; vergesset nicht
„die Rührung, die ihr in diesem Au„genblicke habt; werdet nicht neidisch —
„es ist schwer ein solches Verdienst zu treffen! denn seine Mitbürger bis zum
„Tode lieben, und für sie bluten, dies
„das grössеste Wohlwollen." Nicht wahr; Sie danken mir, Ihnen diese vortrefliche Stelle wieder ins Gedächtniß gebracht zu haben?

Sie sollen mir aber noch einmal danken, den ich will Ihnen eine Geschichte erzehlen, die Sie gewiß mit Vergnügen lesen werden: Die kleinen Inseln Usedom und Wollin an der Ostsee gehören zum Canton des in Pommern stehenden preußischen Infanterie=Regiments von Sobeck. Selten hat es aber dem Regimente gelingen können die gehörige Anzahl

Rekruten, die die Inseln zu stellen hatten, zu bekommen; rückte die Zeit der Aushebung, oder Einziehung der Beurlaubten heran: so waren die Wolliner und Usedommer in See, und wer konnte ihnen nachsetzen? Als in diesem Früh-Jahr die Regimenter früher, als gewöhnlich, vollzählig gemacht werden sollten, kam das Gerücht von einem bevorstehenden Feldzuge auch unter die Insulaner. Wie es zu geschehen pflegt, ist die Rede vom Kriege unter Jungen und Alten, und wie schimpflich es sey, seinen König und sein Vaterland zu einer solchen Zeit zu verlassen. Diese Gespräche entflammen jedes Herz, und erzeugen Entschliessung und That. Sie verbünden sich untereinander, sie verschwören sich: keiner wolle, nun es Ernst sey, austreten, der Meineydige solle nicht unter ihnen geduldet werden. Dabey bleibts nicht; sie wollen der Zeit, da sie gefordert werden, nicht erwarten; sie setzen bey Lassahne über, verwerfen unterweges mit vielem Unwillen Anerbietungen und Zumuthungen, den Kriegesdienst mit einem ruhigern Leben zu vertau-

schen,

schen, kommen nach Anclam, und stellen sich dem Befehlshaber des Regiments dar, freudig, und muthig entschlossen bis auf den letzten Blutstropfen zu fechten.

Es ist doch nichts geringes mein werthester Freund, wenn menschliche Seelen zu solchen Aeusserungen des Heldenmuths und des Patriotismus angefacht werden. So erweiterte und veredelte Seelen werden auch so viel eher zu allem, was edel und groß ist, den inneren Beruf haben.

Ich möchte daher die edlen Thaten, die großen und guten Handlungen, die der Krieg veranlaßt, auch nicht auf bloße Tapferkeits- und Heldenmuths-Aeusserungen einschränken. Vertrauen auf Gott, Geduld, uneigennützige Großmuth, Freundschafts-Treue, Menschenliebe — alle diese Tugenden werden von Menschen, die sonst dazu aufgelegt sind, im Kriege vorzüglich geübt. Sehr groß, ich glaube es zu Ehre der Menschheit, muß in einem einzigen Feldzuge die Summe heroischer, religiöser und tugendhafter Handlungen seyn, und es ist oft mein Wunsch gewesen, daß scharfsinnige Menschenken-

ner sich ein Geschäfte daraus machen möchten ihre Aufmerksamkeit während eines Krieges hierauf zu richten, und dann ihre Beobachtungen, als Dokumente der Energie guter Grundsätze und Neigungen in das Archiv der Geschichte der Menschheit abzuliefern. — Bey den Armeen würden die sogenannten Feldprediger hierinn die nützlichsten Dienste leisten können, wenn dieser ehrwürdige Orden mehr, als es leider der Fall ist, mit vorzüglich gesetzten und verständigen Männern besetzt wäre.* Ich

* Ein rechtschaffener Feldprediger ist überhaupt von einem großen, nicht genug erkanntem Werthe; insbesondre in den kleinern Garnisonen, und dann, wann die Armee zu Felde liegt. — Desto deutlicher fällt aber auch der Unwerth und die Schädlichkeit solcher Feldprediger in die Augen, die ihr Amt durch schlechte Gesinnungen und durch ein niederträchtiges Betragen verunehren. Ich kann an dergleichen Unwissenden, studentischen, untreuen Miethling, den jeder wackre Mann des Regiments mit innrer Verachtung ansehen muß, nicht ohne eine sehr peinliche Empfindung und ohne den Wunsch denken, daß auch in diesem Zweck und Mittel in eine bessere Verbindung gebracht werden möchten.

Ich kann diesen Brief nicht schliessen, ohne Ihrer moralischen Empfindung noch etwas zu gute zu thun.

In dem Kriege Ludwigs des XIIten gegen die Venetianer ward die Stadt Brescia mit Sturm erobert, und den Siegern preiß gegeben. Sie muste verschiedene Tage hintereinander alles Elend, so Grausamkeit und Habsucht veranlassen können, erfahren. Kein Haus ward verschont, das einzige ausgenommen, in welchem der Ritter Bayard seine Wohnung hatte. Bey seinem Eintritte fiel ihm die Frau des Hauses, ein Frauenzimmer von ansehnlicher Gestalt zu Füssen, und weinete und schluchzete. „O theu„rer Herr! retten Sie mein Leben, retten „Sie meiner Töchter Ehre.“ — „Ge„trost edle Frau, erwiederte der Ritter, „so lange ich mein Leben behalte, soll das „ihrige und ihrer Töchter Ehre in Si„cherheit seyn.“ Die beyden jungen Frauenzimmer wurden darauf aus dem Orte, wo sie sich versteckt hatten, geholt, und dem Ritter vorgestellt, und die vereinigte Familie richtete nun ihre ganze

Aufmerksamkeit auf ihren Erretter. Eine gefährliche Wunde, die er empfangen hatte, gab ihnen so viel mehr Gelegenheit ihren Eifer zu beweisen; sie schaften einen geschickten Wundarzt herbey; sie pflegten sein wechselsweise Tag und Nacht, und, wenn er eine Ergötzlichkeit der Art vertragen konnte, unterhielten sie ihn mit Gesang und Concerten. Da endlich der Tag seiner Abreise gekommen war, ließ sich die Mutter also gegen den Ritter aus: „Ihrer Güte, edler Herr, sind wir un„ser Leben schuldig, und nach dem Rech„te des Krieges gehört ihnen alles, was „wir haben; ihre Großmuth aber läßt „uns hoffen, daß Sie mit diesem gerin„gen Beweise unserer Dankbarkeit zu„frieden seyn werden" — und damit setzte sie ein eisernes Kästchen voll Geld auf den Tisch. „Wie viel ist es?" sprach der Ritter. Sie antwortete zitternd: „Nicht mehr als zwey tausend fünf hun„dert Dukaten, mein gnädiger Herr: „doch, wenn mehr nöthig ist: so wollen „wir uns an unsere Freunde wenden." — „Gute Frau, sprach der Ritter, ich wer-

„de

„de niemals ihre Gütigkeit vergessen, die
„in meinen Augen mehr als hundert tau-
„send Dukaten werth ist; nehmen Sie
„ihr Geld zurück, und verlassen sich be-
„ständig auf meine Freundschaft." —
„O bester Herr! Sie tödten mich, wenn
„Sie diese geringe Summe ausschlagen;
„nehmen Sie sie wenigstens zum Zeichen
„Ihrer Gewogenheit für meine Familie
„an." — Wohl, wenn ich Ihnen da-
„mit einen Gefallen thun kan: so will
„ich das Geld nehmen; erlauben Sie mir
„aber das Vergnügen von Ihren liebens-
„würdigen Töchtern Abschied zu neh-
„men." — Die Töchter erschienen mit
„Blicken der Hochachtung und der Liebe.
„Der Eindruck, den Sie auf mein Herz
„gemacht haben, sprach der Ritter, ist
„unauslöschlich; wie ich Ihnen Ihre
„freundliche Sorgfalt vergelten soll, weiß
„ich nicht, denn Leute meiner Lebensart
„sind selten reich; hier aber sind zwey tau-
„send fünfhundert Dukaten, die mir die
„Großmuth Ihrer Mutter geschenkt hat.
„Ich gebe sie Ihnen als ein Hochzeits-
„Geschenke, und möge Ihre Glückselig-

 „keit

„keit in der Ehe Ihren Verdiensten gleich
„seyn.“ — „Edelster, großmüthigster
„Ritter, schrie die Mutter, der Gott,
„der für uns starb, belohne Dich hier
„und in der Ewigkeit.“ *

Und nun noch eine ähnliche Geschichte aus unsern Zeiten. Sie hat sich auf des Admiral Watsons Schif bey der Belagerung von Chandernagore, wo der Hauptmann Speke und sein sechszehnjähriger Sohn von demselben Schuß verwundet wurden, zugetragen. Herr Ives, der Wundarzt dieses Schiffs erzehlt sie ohngefehr mit folgenden Worten: — Der Hauptmann, dessen Bein nur noch an der Haut hieng, sprach zum Admiral: „In der That Herr, ein grausamer „Schuß — so beyde, Vater und Sohn „über

* Es ist schon verschiedentlich bemerkt worden, wie viel Europa dem Geiste der Chevallerie zu verdanken habe. Siehe Robertsons Geschichte Carls des V. und Eberhards Apologie des Socrates Zu diesem Geiste gehörten wesentlich martialische Tugenden und Erfahrungen. Diese nur geben dem Charakter eines Bayard diese Festigkeit und Stärke, ohne ihm etwas von seiner Liebenswürdigkeit zu benehmen.

„über den Haufen zu werfen!“ — Herrn Watsons Herz war zu beklommen, als daß er hätte antworten können; er befahl nur daß beyde zu dem Wundarzt herunter gebracht würden. Der Hauptmann, den man zuerst besorgte, erzehlte mir, wie gefährlich sein Wilme verwundet worden sey. Gleich darauf brachte man den wackern Jüngling; er weinete heftig, nicht seinetwegen, sondern um seines Vaters willen. Da ich ihm versicherte: die Wunde seines Vaters sey nicht tödlich, ward er ruhig, wollte aber nicht eher angerührt werden, bis sein Vater verbunden wäre. Darauf wieß er hin auf einen, der mit ihm ein gleiches Schicksal gehabt hatte. — „Ich bitte Sie, mein Herr, verbinden „Sie auch den armen Mann erst, der „hier neben mir so kläglich seufzet.“ — Ich sagte ihm: der Mann habe schon die nöthige Hülfe erhalten, und ich bäte ihn mir nun zu erlauben seine Wunde zu untersuchen. Er ließ es sich gefallen, und sprach mit großer Gelassenheit: „Mein „Herr, ich besorge: Sie werden über das

„Gelenke das Bein abnehmen müssen.“ Ich erwiederte: ich muß freylich mein Bester. — Darauf schlug er seine Hände zusammen, und schickte mit aufgehabenen Augen diese kurze aber brünstige Bitte zum Himmel: „Guter Gott! gieb mir „Stärke, mich in meinen jetzigen Umstän„den als ein würdiger Sohn meines Va„ters zu betragen:“ Er sagte mir darauf: er sey nun ganz Unterwerfung. Ich verrichtete die Operation über dem Gelenke des Knies, und während der ganzen Zeit entfuhr dem unerschrockenen Jüngling weder ein Wort, noch auch ein Seufzer, der in einer Entfernung von wenigen Schritten hätte gehört werden können. Es läßt sich leichter empfinden, als beschreiben, was der Vater in dieser Zeit gefühlt hat, aber, wie heftig auch immer sein Schmerz gewesen, so waren doch Thränen die einzige Aeusserungen desselben. Beyde wurden nach Calecut gebracht, der Vater in das Haus seines Schwagers, der Sohn zu mir ins Lazareth. In der ersten Woche tröstete ich beyde, und brach-

te

te gute Nachrichten von einem zum andern. Aber leider! wurde der Zustand des jungen Menschen gar bald mißlicher. Der Hauptmann nahm die Gefahr in meinen Minen gewahr, und um meine Betrübniß nicht zu vermehren, sprach er nur selten von seinem Sohn. Einsmals fragte er mich: „Was meinen Sie mein Freund, wie lange wird mein Wilnie noch in diesem ungewissen Zustande bleiben? ich antwortete: ich würde die beste Hofnung von seiner Genesung haben, wenn er den fünfzehnten Tag nach der Operation überleben solte. Den dreyzehnten Tag starb er, und den sechszehnten sahe mir der Hauptmann steif ins Gesicht, und fragte: „Nun, Jves, wie „stehts mit meinem Jungen?" Da er aus meinem Stillschweigen die Wahrheit entdeckte, that er einen wehmuthsvollen Schrey, drückte mir fest die Hand, und bat mich ihn auf eine halbe Stunde allein zu lassen. Als ich zurück kam, sah ich ihn, und ich habe ihn nach der Zeit nie anders gesehen, vollkommen heiter und ru-

ruhig. — Der vortrefliche Jüngling war den Abend vor seinem Tode in einem unbesinnlichen Zustande gewesen, 'und um zwey Uhr des Morgeng sandte er mir einen Zettul, worauf er mit einer Bleyfeder folgendes geschrieben hatte: „Sie „werden sich meine Beklemmung leicht „vorstellen können, da ich sterbe, und „nicht weiß, wie es mit meinem Vater „steht — lassen es ihre Geschäfte zu: so „beehren Sie mich mit einer Antwort, „der Bursche soll darauf warten.„ — Ich gieng augenblicklich zu ihm, und er hatte noch Besinnung genug um mich zu kennen. Sein erstes Wort war: „Und „ist er todt?“ — „Wer, mein lieber?“ — „Mein Vater, Herr Ives“— „Mein bester Freund; er ist gar in keiner Gefahr; er ist fast gänzlich wieder „hergestellt.“— „So danke ich Gott; „ich bin nun ruhig, und bin bereit zu „sterben.“ Es kostete ihn viele Mühe zu reden, doch verstand ich jedes Wort, was er sprach; er bat mich ihm zu verzeihen, daß er mich so frühe beunruhi-

get hätte — und ehe der Tag zu Ende war, gab er seinen Geist auf. — So weit der Wund-Arzt.*

Ich will Sie nun dem sympatetischen Gefühl Ihres Herzens überlassen, und nichts hinzusetzen, als daß ich Sie aufrichtig liebe.

* Diese und die vorige Geschichte führt Home in dem bereits angezeigten Abschnitte seines Werks in einer Note an. Der deutsche Uebersetzer hat sie aus mir unbekannten Ursachen weggelassen — Home macht dabey folgende Anmerkung: „Kann der „Friede wohl so herrliche und interessante „Scenen liefern?

V.

V. Brief.

Der verarmte ehrliche Schneider aus D. den Sie bey Ihrem letzten Hierseyn mein lieber Freund, so großmüthig unterstützt haben, ist die Veranlassung, daß ich Ihnen schon den zweyten Brief in dieser Woche zuschicke. Sie wissen, wie trübäugig und verfallen der gute Mann umhergieng, wie Gram und Hunger und Sorgen ihn ausgemergelt hatten, wie blutsauer er sich es werden ließ, und doch nicht zu Kunden und Brod kommen konte. — Den Mann hätte Sie diesen Morgen in meinem Hause sehen sollen; kaum hat ihn meine Familie wieder erkannt; er blickte wieder frey und froh umher, hatte wieder Muth und Kraft zu leben, und kam sich für die monathliche Hülfe, die Sie ihm hatten reichen lassen, zu bedanken — weil er nun mit Gottes Hülfe sich und seine Kinder zu ernähren hoffe. Wir waren alle über diese Verän-

derung verwundert und erfreuet, und erkundigten uns nach der Ursache seiner plötzlichen Aufnahme. Ich habe, sagte er, seit drey Wochen, sechs Gesellen in Arbeit, weil ich eine Lieferung von fünf hundert neuen Montirungen für die Armee erhalten, auch heute auf eine zweyte Lieferung von drey hundert schliessen will. Der Verdienst ist freylich gering, und muß sauer erworben werden, aber Gott Lob, ich habe Arbeit, und will mich nun schon weiter durchhelfen.

Sollten nicht sehr viele Profeßionisten, Kaufleute, Künstler sich in dem Fall des guten Schneiders befinden? Der Krieg verstopft freylich sehr viele Quellen des Erwerbens, aber er öfnet dafür auch viele andre, oder macht, daß sie schneller und ergiebiger fliessen. Nehmen Sie an, mein Freund, und dieß ist gewiß nicht zu hoch gerechnet, es gehörten sechs Millionen Thaler dazu, ehe eine Armee von hundert tausend Mann sich in vollkommnen marschfertigem Stande befindet. Es sey nun, daß diese Summe schon als ein für künftige Staats-Bedürfnisse weißlich

auf-

aufgesparter Schatz da liege, oder erst durch neue Auflagen erhoben werde; sie bliebe ganz oder nur größtentheils im Lande: so kömmt sie doch in eine geschwinde Circulation, und, was das Wichtigste ist, sie wird unter die thätigste, betriebsamste und fleißigste Classe von Bürgern vertheilt. Ich will eben das nicht als gute Folge kriegerischer Unruhen sehr in Anschlag bringen, daß sie zu großen plötzlichen Glücks-Umwälzungen Gelegenheit geben, und einige Familien dabey geschwind zu ungemeinem Reichthum und glänzendem Wohlstand gelangen. Es mag zwar im Ganzen dieses Auf- und Untergehen der Familien auch gut seyn, und für den Staat seinen Nutzeu haben — aber gemeiniglich ist bey diesem raschen und unnatürlichen Emporkommen irgend ein Umstand, an den der Reichgewordene nicht mit Zufriedenheit denkt, und der, als eine Beymischung von Affa fædita dem Untersucher keine sehr angenehme Empfindung erweckt. Wir wollen uns also davon lieber gleich wegwenden; dafür aber so vielen tausend betrübsamen Bürgern

im

im Lande die Aussicht, die ihnen geöfnet wird, die Beschäftigung, durch die sie nützlich gemacht werden, den kleinen durch Fleiß und Arbeit erworbenen Wohlstand, dessen sie sich erfreuen, von Herzen gönnen. Wie manche durch Unglück oder eigne Schuld zurückgekommene schleichen in unmuthsvoller Faulheit umher, die von dem Schalle der Kriegs-Drommete aufgeweckt, nun in lebhaftere ihnen und dem gemeinen Wesen nützliche Bewegung gebracht werden? Ich weiß sehr wohl, daß die Anzahl derer, die im Kriege gewinnen, gegen die Menge derer, die darin verlieren, unendlich klein sey, auch daß das im Kriege gewonnene größtentheils die Natur manches sonst fruchtbaren Gewitter-Regens an sich habe; die Sonne scheint bald darauf desto heisser, und nimmt die Nässe wieder weg, ehe sie an die Wurzeln kommen kann. Es ist mir aber auch nie eingefallen die Vortheile des Friedens und des Krieges in dieser Rücksicht nur in Vergleichung zu bringen; indessen, sollte auch unter zehn tausenden nur Einer im Kriege eine Gelegen-

heit zu besserem Fortkommen, die er sonst vergeblich gesucht hat, finden: so wird es diesem Einen doch nicht verdacht werden können, wenn er den Krieg als eine für ihn vortheilhafte Schickung der Vorsehung ansiehet.

Wir wollen es daher auch so hoch nicht aufnehmen mein Freund, und es nicht gleich als Beweis eines menschenfeindlichen Herzens, oder einer ganz verkehrten Gesinnung verdammen, wenn wir zuweilen Aeusserungen eines Wunsches nach Krieg, oder einer Freude über den Anschein und Ausbruch desselben gewahr werden. Ich habe sehr gute friedliebende Menschen gekannt, die aufrichtig genug waren, dergleichen Wunsch blicken zu lassen. Wo wir etwas Gutes für uns zu sehen glauben, eine Gelegenheit Ehre, oder Vermögen, oder andre Annehmlichkeiten des Lebens zu erlangen, da ist uns dergleichen eigennützige Regung der Seele sehr natürlich. * Nur das Andenken an die

* Dieser Wunsch bleibt indessen immer ein thörichter Wunsch, und das gelindeste, was man davon sagen kann, ist dieses: Sie wissen nicht, was sie wünschen.

die überwiegenden Drangsale eines Krieges, oder das höhere Wohlwollen, das an vieler Zufriedenheit mehr Freude hat, als an dem eigenen Glück, können hier der selbstsüchtigen Empfindung die Wage halten. Jenes ist aber oft nicht lebhaft, oder nicht gegenwärtig genug, und zu diesem gehört ein gewisser hoher Sinn, zu welchem nicht alle Seelen Einsicht und Liebe genug haben.

Wieder ein anderes ist es aus Wohlwollen selbst, aus Liebe für Vaterland und Nachwelt den Krieg dem Frieden vorziehen, das geringere Uebel wünschen, und, wenn es in unserer Macht steht, wählen, um dem größeren zuvor zu kommen. Dieser Fall tritt bey dem Patrioten ein, wenn er den Krieg als das einzige übrige Mittel zu erblicken glaubt, Freyheit, und die heiligen Gewissens-Rechte und die künftige Sicherheit und Ruhe zu erhalten. — Dann hüllt er, wie Timoleon, sein Gesicht in den Mantel ein, und billiget, um des höheren Guten willen, das Uebel, das er beweinet. Leben Sie wohl mein Bester.

VI. Brief.

Es giebt allerdings höhere Güter, als der Friede ist, mein werthester Freund, und diese sind, wie es die Geschichte lehret, sehr ofte Frucht des Krieges gewesen. Die Kriegführenden haben freylich den Erwerb dieser Güter nur selten zur Absicht gehabt, aber die Vorsehung, wissen Sie, geht ihren eignen Gang, und weiß die menschlichen Thorheiten und Frevel in ihren großen und gütigen Plan einzuflechten.

Nehmen Sie die Kriege, und ihre nahe oder entfernte Folgen aus der Geschichte weg; wird nicht in der großen Maschine ein Haupt-Rad fehlen? Werden Sie nicht zugleich herrliche und unschätzbare Segnungen Gottes mit wegnehmen?

Selten sind wohlthätige Revolutionen in der Welt zu Stande gekommen; der Krieg hat dabey mehr oder weniger mit-

mitgewürkt. — So müssen erst die Elemente in tobende schreckliche Unruhe gerathen, ehe sich das fruchtbare Gewitter in milden Regengüssen herablassen kann; die Natur scheint während des Aufruhrs ihrer Kräfte alles auf Verderben und Untergang angelegt zu haben — aber ihre Absicht ist Liebe, und ihr Zweck Wohlthat. — Und hier, mein Freund, wünschte ich mir den Blick eines Robertsons, um die grosse verschlungene Kette bis auf ihre versteckteste Ringe übersehen, und mich an diesem Anblick der göttlichen Weisheit ergötzen zu können. Denn von dieser Höhe betrachtet, hört die Historie auf Geschichte der Menschen zu seyn; sie wird, was die wahre Naturkunde seyn soll, ächte Theologie, Kenntniß des Verstandes, der Weisheit, der Güte einer alles regierenden Gottheit.

Aufklärung des Vaterlandes, Erhöhung der intellektuellen Kräfte, und daraus erfolgende Veredlung der menschlichen Natur, ist ohne Zweifel eine der größesten Wohlthaten, die einer Nation zu Theil werden können. Wie oft ist

aber nicht eben sie durch den Kanal des Krieges einem Volke zugeführt worden! Das, was seiner Natur nach Barbarey und Brutalität befördert, hat demohngeachtet unter der Leitung der Providentz sehr oft eine ganz entgegengesetzte Würkung hervorbringen müssen. Unser Deutschland würde mit seinen Wäldern noch seine alte Wildheit behalten haben, wenn Karl der Große dessen ehemalige Einwohner nicht unterjocht hätte. Die ersten ungerechten Bekriegungen und Grausamkeiten, durch welche die Spanier sich in Amerika festgesetzt haben, waren zugleich der erste Stoß, den dieser Welttheil zur almäligen Civilisirung erhalten hat; die plötzliche Wiederaufnahme der Wissenschaften in Europa im sechszehnten Jahrhundert, und den ganzen Segen, der die Frucht davon ist, haben wir zum Theil dem Eroberungs-Geiste der Türken, und dem kläglichen Umsturz des morgenländischen Kayserthums zu verdanken.

Völker-Wanderungen sind schreckliche Umstürzungen der menschlichen Dinge,

und

und alle Greuel des Krieges sind unzertrennliche Folgen davon. Indessen sind doch auch sie nicht ohne wohlthätige Würkungen geblieben. Wenigstens ist diese davon sehr auffallend, daß sie eine mehrere Vermischung und Ineinanderschmelzung der Nationen veranlasset haben, wodurch der Reichthum der einen der Armuth der andern zu Hülfe gekommen. — Kriege sind aber darin den Völker Wanderungen gleich; Kenntnisse mancher Art werden dadurch gegen einander ausgewechselt; die Geister reiben und schleifen sich an einander; der Soldat will nur Gold und Silber in der eroberten Stadt — aber, was er nicht sucht und will, findet er oft am ersten, Kenntnisse — Aufschluß gebende, leitende, brauchbare Ideen; diese bringt er als eine kostbare Beute in sein Land zurück, und sie kann ihm und den Seinigen nicht wieder entrissen werden. Die Protestanten wurden von dem gemeinen Volke in Cärnthen und Tyrol vor zwanzig Jahren noch für Unchristen und Halb-Menschen gehalten. — Die Affaire von Maxen hat vielleicht zehntau-

tausend Seelen diesen und manchen andern abergläubischen Wahn benommen, und hie und da die erste Dämmerung der Vernunft in Religions-Erkenntniß veranlasset.

Es ist sonderbar genug, daß auch zuweilen ein Zurückstossen in ehemalige sogenannte Barbarey für ein Volk Wohlthat der Providenz werden könne. Und doch verhält es sich in der That so. Es scheint zum wenigsten, daß es eine gewisse schwer zu bezeichnende Grenz-Linie gebe, über welche hinaus ein Volk Aufklärung und Verfeinerung nicht vertragen könne. Rousseau hat sich durch diese Wahrnehmung verleiten lassen wissenschaftliche Erkenntnisse und Künste als etwas der menschlichen Natur und Glückseligkeit überhaupt nachtheiliges vorzustellen. — Das mag immer Sophisterey seyn: so ist doch nicht zu leugnen; ein Volk wird oft auf der Höhe, auf welcher es sich befindet, schwindlicht — kann die feine Luft, die es dort einathmet, nicht mehr vertragen — und dann ist es in der That kein Unglück, wenn es wieder

ins

ins Thal in einen gesunderen Dunst-Creyß herabgetrieben wird. — Auch hier thun die Kriege ihre Dienste. —

Bürgerliche Freyheit und Gewissens-Freyheit — — welche zwey herrliche Güter mein Theurester! — — Lassen Sie uns mit Ehrfurcht und Dankbarkeit das Andenken jener bidern Fürsten Deutschlandes ehren, die uns mit Hintansetzung ihrer Ruhe und ihres Lebens den Besitz dieser Güter erstritten haben! Der dreyßigjährige Krieg war wohl einer der unglückseligsten, durch welche ein Land verheert werden kann — aber in ihm sind auch die Säulen erbauet, auf welchen die große fürstliche Republick, und unsre theure Gewissens-Rechte nun über hundert Jahr so fest geruhet haben. — Ach! es scheint fast: Friede, und Freyheit, und National-Glückseligkeit sey einer edlen Pflanze gleich, die, wenn sie nicht verwelken soll, von Zeit zu Zeit mit Blut und Thränen begossen werden muß.*

*Perpetual war, sagt Home, is bad, because it converts men into Beasts of prey: perpetual Peac

Dis macht mich in Wahrheit zu traurig, als daß ich mehr davon schreiben, und mich heute länger mit Ihnen unterhalten könnte. Ich bin ꝛc.

Peace is worse, becanse it converts men into Beasts of Burden. To prevent such woful Degeneracy on both Hands, war and Peace alternately aro the only effectual means; ond these means aro adopted by Providence.

VII.

VII. Brief.

Es ist noch eine Betrachtung übrig mein theurester Freund, die demjenigen, der den Folgen des Krieges nachdenkt, sehr interessant seyn muß. Krieg wird nemlich für ein Besserungs-Mittel gehalten, und es scheint: man habe sich von demselben in Ansehung der Moralität eines Volkes viel zu versprechen. Die Uebel, die der Krieg, als mit einem Sturmwinde über ein Land herüberführt, die Seufzer, die er auspreßt, das Klage-Geschrey und Hände-Ringen, das er veranlasset, das alles muß, wie es scheint, sehr wohlthätige Folgen haben. Da doch den Leiden die Kraft nicht abzusprechen ist, menschlichen Seelen eine bessere moralische Richtung zu geben: so ist zu erwarten daß der Krieg, als Erzeuger von sehr anhaltenden, großen und allgemein gefühlten Leiden diese Kraft auch in sehr hohem Grade äussern werde.

Einmal, möchte man denken, müsse das Volk durch den Krieg überhaupt ernsthaft und nüchtern gemacht werden; der entnervende Rausch, darin die Einwohner eines glücklichen Landes, in welchem Ueberfluß und Friede herrschen, oft dahin taumeln, müssen sich verlieren — hier plötzlich — dort nach und nach; der Geschmack an läppischen Kleinigkeiten, an faselnder Ueppigkeit müsse verbittert werden, und eine große wichtige Angelegenheit die Seelen aus ihrem Schlummer reissen, und zu ernsthaften Gedanken und Überlegungen aufwecken. — Stellen Sie sich vor: eine Gesellschaft eitler Leute sitze beym nächtlichen Gelage in sorgenloser Fröhlichkeit! das Vergnügen fängt bereits an wild und unmäßig zu werden; Ehrbarkeit und Ordnung und Andenken an die Geschäffte des folgenden Tages ist bereits unter der stürmenden Lustigkeit verloren gegangen. — Auf einmal unterbricht der schreckende Schall der Lerm-Trommel das Gelächter — „Feuer, „Feuer wird ins Zimmer hineingeru-„fen — es brennt in der Strasse, im

„Hause

„Hause des Nachbars — die Flamme „schlägt bereits hoch zum Dache her„aus" — Was ist die Würkung? — Die Gäste fahren zusammen, jeder wird ernsthaft und nüchtern; es ist die Zeit nicht mehr zu lachen und zu schwelgen; man geht auseinander, und was noch von Vernunft nnd Besinnung übrig geblieben ist, wird gerettet. Einen Stoß von der Art sollte doch der Krieges-Lärm, zumal wenn er nahe genug gehört wird, dem ganzen Volke geben, und je frivoler und verdorbener dieses Volk ist, desto heilsamere Würkungen möchte man sich davon versprechen.

Jetzt, wie es scheinet, müsse auch schlafende Religions-Empfindung bey vielen Tausenden aufgeweckt werden; Daseyn eines allmächtigen und alles regierenden Wesens, Trost des guten Gewissens und der bewahrenden Vorsehung, Aussicht in ein besseres Leben — Alle diese große Warheiten müssen wieder Werth und Kraft bekommen. Auch ermangeln diejenigen, die von der Religion und ihrem Werthe öffentlich reden dürfen und müssen;

müssen; sie ermangeln nicht der Zeit wahrzunehmen, und sich die Umstände zum Vortheile ihres Geschäftes zu nutze zu machen; sie reden von der verachteten Langmuth und von dem furchtbaren Ernst Gottes; sie werfen ihren Zuhörern mit so viel mehr Freymüthigkeit die herrschende Ruchlosigkeit und den himmelschreyenden Frevel vor; sie ermahnen zur Besserung, und sie zeigen die Mittel dazu. Das Beste ist, daß sie nun mit Aufmerksamkeit gehört werden; denn wie alles Ding seine Zeit hat: so haben es auch öffentliche Bußpredigten, und die würksamsten werden immer die seyn, die unter großen allgemeinen Drangsallen, wenn Gottes Zuchtruthe über ein Land sichtbarlich aufgehoben ist, gehalten werden. Es kann nicht fehlen, sollte man meinen, daß dadurch nicht mehr Religiosität, wenigstens mehr Empfänglichkeit dazu, im Volke hervor gebracht werden sollte, und hiernach wäre Krieg ein sehr würksames Mittel dem herrschenden Verderben Einhalt zu thun, und Weisheit der Religion und der Tugend in einem Volke zu befördern.

So

So mein Freund, scheint es nun freylich in der Theorie. Leiden bessern — Krieg führt Leiden herbey — also wird Krieg auch ein Besserungs-Mittel seyn. Die Erfahrung wirft uns indessen diesen ganzen Vernunft-Schluß über den Haufen, oder vielmehr, sie zeigt, daß es mit dem einen, oder dem andern, der auch wohl mit beyden Vordersätzen nicht seine so ganz ausgemachte Richtigkeit haben müsse. Sie werden es ohne Zweifel auch an Ihrem Orte wahrgenommen haben, daß die Drangsale des letzten Krieges in dieser Absicht nicht die Wirkung hervorgebracht haben, die man von ihnen hätte erwarten sollen. Sehr oft wird vielmehr eine Stadt oder Provinz in und nach einem Kriege weit unmoralischer, als sie vorher gewesen, wovon ich Ihnen ein sehr auffallendes Beyspiel anführen könnte. Wie ist nun das zu erklären? — Zuvörderst ist es nicht von den Leiden überhaupt wahr, daß sie bessern — an und für sich, und als Leiden, bessert die Strafe nicht. Sie kann nur alsdann diese Würkung haben, wenn sie entweder natürliche und

unmittelbare Frucht des moralischen Verderbens ist, oder doch als Züchtigung der Providenz wegen damit sonst nicht in Verbindung stehender Frevel angesehen — als bessernde Schickung Gottes angenommen und benutzt wird. So bessert eine schmerzhafte Krankheit den Unmäßigen — er kann es nicht leugnen; er fühlt es, daß unbändige Sinnlichkeit ein verderbliches Laster sey; die Empfindung des damit verbundenen Uebels wird lebendiger bey ihm, als die Vorstellung und Erinnerung des daraus folgenden Guten, und so erhält plötzlich, oder nach und nach, seine Neigung eine andere Richtung. Oder, setzen Sie den Fall: ein Vater erziehe seinen ältesten Sohn nach schlechten und schädlichen Grundsätzen, und erfahre nun zu seinem bittersten Verdruß die Folgen seines Irrthumes, sehe es nun ein, wie dieser Weg nothwendig grade dahin habe führen müssen — was wird geschehen? seine schmerzhafte Erfahrungen werden ihn weiser machen, und seinen übrigen Kindern wird er eine bessere vorsichtigere Erziehung geben. Hier wird also das

Leiden

Leiden bessern, nicht in so fern es ein Leiden, sondern in so fern es Frucht und Folge dieser oder jener Gesinnung und Handlungs-Art ist.

Eben so können Leiden uns vernünftiger machen und unsern Sinn umkehren, wenn wir sie als besondere Schickungen Gottes ansehen, die auf unsre Zurechtweisung abzwecken. Empfindung des Schmerzes und der Gedanke: Gott will, du sollst ernsthaft über dich nachdenken und dein Leben bessern, werden sich dann dergestalt in der Seele associiren, daß dadurch eine heilsame Revolution bey uns erfolgt — wieder nicht durch den Schmerz, sondern durch die damit verbundene Idee und Hofnung.

Hieraus mein lieber Freund läßt es sich schon einigermassen erklären: warum der Krieg nur selten, oder nicht in dem Grade die bessernde Würkungen äussert, die wir sonst von ihm erwarten solten. Einmal sind wir nicht gewohnt, und haben auch keinen Grund dazu, die Leiden, die er verursacht, als natürliche Folgen unsers Verhaltens anzusehen. Wir meinen

nen vielmehr, daß wir fremde Schuld tragen und büssen müssen, wenn wir die Noth des Krieges erfahren; so groß diese Noth also auch seyn mag: so veranlaßt sie doch kein Zurückdenken an uns selbst — vielmehr Bitterkeit und Verdruß über diejenigen, die wir als die einzigen Urheber dieses Leidens ansehen.

So ist es uns auch nicht evident genug, daß Gott uns durch das, was wir im Kriege widriges und schmerzhaftes erfahren müssen, zu einer andern Gesinnung und Lebensart hinleiten wolle. Wir pflegen vielmehr dieses alles als unverschuldete Unglücks-Fälle anzusehen, und je mehr wir dabey immer auf Menschen, als auf die nächste Ursache unserer Trübsale stossen, desto weiter bleibt gleichsam Gott und seine Absicht aus unsern Gedanken entfernt. Es setzt auch schon Weisheit und Religions-Empfindung voraus, um auf diese Art die Leiden zu seiner Besserung zu benutzen. Nur derjenige, der sich gewöhnt hat alles, was er siehet, und alles, was ihm begegnet, als Werk und Schickung Gottes anzusehen, nur

dieser

dieser wird durch ein jedes Leiden, wie durch eine jede Freude, der moralischen Vollkommenheit nähergebracht.

Eine Person, die die Erfahrung davon haben konnte, hat die Anmerkung gemacht: Krieg bessert nicht, aber Pest bessert. Warum nicht der Krieg, und warum die Pest? Ich glaube, weil dieses letztere Uebel weit eher und weit allgemeiner als unmittelbares Verhängniß der Vorsehung über ein strafwürdiges Land angesehen wird, als jenes. Bey der Pest wird auch die frivoleste und ruchloseste Seele von dem Gedanken erschüttert: Gott richtet — nur wenn der Krieg in einem hohen Grade verheerend ist, wenn er dem ganzen Volke tiefe und sehr schmerzhafte Wunden schlägt, und, wie nach der Niederlage der spanichen Armada, alle Familien im Lande Trauer bekommen — nur dann bekömmt der Krieg die Natur der Pest, und möchte dann auch mehr bessernde Würkungen zeigen.

Die gewöhnlichen Kriege sind, wie sie insbesondre jetzo geführt werden, auch

bey weitem die Landes-Plagen nicht, durch welche ein ganzes Volk empfindlich gezüchtiget werden könte. Einmal gewinnt das Volk, als ein Statt, sehr oft durch den Krieg; entweder an Ehre, oder an Macht, oder an Einfluß, oder an Reichthum und Erwerb-Mitteln; und alsdann wird natürlicher Weise das Volk übermüthiger und trotziger, als es vorher war — zum andern werden auch selbst die Drangsale eines unglücklichen Krieges nicht so allgemein empfunden. Abgerechnet müssen werden zuvörderst alle, die von dem Kriege auf eine oder die andere Art Vortheile haben, oder zu erlangen glauben — dann alle, die in den von dem Kriegs-Theater entfernten Provinzen und Städten wohnen, die so glücklich sind, kein Schlachtfeld, kein feindliches Lager, keinen Durchmarsch, keine Belagerung, kein Lazareth in der Nähe zu haben — Dann alle, die sonst im Kriege nichts verlieren, oder denen es wenigstens so scheint, daß sie nichts verlieren — dann alle unempfindliche und brutale Seelen, die von den feinern Empfindungen der Menschheit nichts wissen.

Was

Was übrig bleibt, ist die verhältnißmäßig kleine Anzahl derer, die den Krieg, als ein großes und schmerzhaftes Leiden fühlen; und unter diesen werden wieder nur wenige seyn, die sich ihre Erfahrungen und Leiden auf die gehörige Weise zu ihrer Besserung zu Nutze machen.

Hiezu kömmt noch eins; die Durchzüge der Truppen, die der Krieg veranlaßt, ihr Aufenthalt in fremden Städten, oder im feindlichen Lande, ist für die Moralität von sehr schlimmen Folgen. Der rohere Soldat hält im Kriege um so viel eher alles für erlaubt; er überläßt sich der ungebundensten Wildheit in Gesinnungen und Handlungen: diesen Geist bringt er mit sich ins Feld oder in die Winter-Quartiere, und dabey gewinnt warlich weder Ordnung noch Tugend.

Aus allen diesen Ursachen darf es uns nicht befremden, wenn das herrschende Verderben in, und nach den Kriegen nicht merklich abzunehmen, sondern eher hin und wieder höher zu steigen pflegt.

Doch will ich damit dem Kriege gar nicht alle bessernde Würkungen absprechen.

Er kann einmal die Folge haben, daß der Regent selbst dadurch ernsthafter, vorsichtiger und weiser werde, und dann wird durch seinen Einfluß in der Folge das Volk selbst mehr oder weniger gebessert werden. Er kann auch, wenigstens hie und da, dem Luxus einen starken Damm entgegen setzen. Man mag zum Behuf des Luxus reden und schreiben, was man will; er sey in bloßer Finanz-Rücksicht noch so zuläßlich und ersprieslich: so wird man doch seine erschlaffende, und in mancher moralisch-politischen Betrachtung höchst schädliche Würkung nicht wegdisputiren können. Einmal entscheidet hier die Erfahrung: Mit dem Luxus steht die Moralität und Tugend eines Volks * in einem ziemlich richtigen umgekehrten Verhältnisse. Was demnach den Luxus hemmt, das wird der Sittlichkeit auf eine mittelbare Weise Vorschub thun. Das weiser werden müssen ist in der That auch eine sehr gute Sache.

Ich

* Es ist hier freylich nur von den Völkern die Rede, die verfeinert genug sind, um des Luxus fähig zu seyn.

Ich würde insbesondere das mit zur bessernden Würkung des Krieges rechnen, daß große und unvergleichliche Wohlthaten der Vorsehung durch ihn von sehr vielen erst recht erkannt, und dann mit mehr Dankbarkeit und Freude genossen werden. Eine gute Regierung, Handhabung der Gerechtigkeit und Ordnung, — vor allen Dingen Friede und Sicherheit; wann wird der Werth dieser besten Güter anschauender erkannt; und tiefer empfunden, als in, und nach den Drangsalen eines Krieges? Da wird hochschätzen gelernet, was man sonst so thörichter Weise verachtet, und so liederlich gemißbraucht hatte.

* Luther hat davon nach seiner Art dieses gesunde und treuherzige Urtheil gefällt. Er redet von dem unglücklichen Bauern-Kriege, und seine Meinung davon ist diese: „Hätte man meinen Rath am ersten gefolgt, da dieser Aufruhr anfing, und flugs „einen Bauern oder hundert daran gewaget, und „auf die Köpfe geschlagen, daß sich die andern „daran gestossen hätten, und hätte sie nicht so lassen überhand nehmen; so hätte man damit viele Tausend erhalten, die nun müssen sterben, und „wären wohl daheime blieben. Das wäre eine „nöthige Barmherzigkeit gewest mit geringem „Zorn, da man nun hat müssen so großen Ernst „brauchen, so vielen zu steuern. „Aber

Und dann mein Freund! die Reinigung des Staats von so vielen unruhigen, schädlichen Mitbürgern; das Ausschäumen und Ausbrennen, das mit dieser scharfen Kur verbunden ist; jeder Vagabond,

„Aber es ist Gottes Wille also geschehen, uns „auf beyden Seiten zu witzigen. Erstlich die „Bauern, daß sie lerneten, wie ihnen zu wohl gewest ist, und gute Tage nicht möchten erleiden, „daß sie hinförder Gott lerneten danken, wenn „sie eine Kuh musten geben, auf daß sie der andern mit Frieden geniessen mögen. Denn es ist „allzeit besser, die Hälfte des Guts mit Frieden „und Sicherheit besessen, denn das ganze Gut „alle Augenblicke in Gefahr unter Dieben und „Mördern haben, und doch nicht haben. Die „Bauern wusten nicht, wie köstlich Ding es sey „um Fried und Sicherheit, daß einer mag seinen Bissen und Trunk frölich und sicher geniessen, und dankten Gott nicht darum; das must „er sie jetzt auf diese Weise lehren, daß ihnen der „Kützel verginge.

„Den Herrn war solches auch nütze, daß sie erfuhren, was hinter dem Pöbel steckt, und wie ihm „zu vertrauen wäre, auf daß sie hinförder lerneten, recht regieren, Land und Strassen bestellen. „War doch kein Regiment noch Ordnung mehr „rc." Luthers Sendschreiben an C. Müllern. Siehe Luthers Werke L. A. Th. XIX. S. 272.

bond, jeder umherlaufende Taugenichts, jeder nahr- und arbeitslose Bube wird aufgegriffen, und zum Nützlichseyn gezwungen, oder er giebt sich selbst dazu an. Und wenn der Krieg viele würdige nützliche Menschen wegrafft: so befreyt er auch den Staat von nicht wenigen heillosen und unzubessernden Bösewichten. * Ohne eine Reinigung dieser Art wäre Rom zu Catilinas Zeiten durch die allererschrecklichste Revolution zu Grunde gegangen.

Das sind freylich nur hingeworfene Gedanken — aber alles, was ich Ihnen bisher geschrieben habe, sollen auch nur Winke und Anlässe zu weitern Ueberlegungen seyn. Ich bin ꝛc.

* In den kriegerischen Jahren 1759 und 1760 wurden zu Londen nur neun und zwanzig Missethäter verurtheilt; in den Jahren 1770 und 1771 während des allgemeinen Friedens stieg die Anzahl derselben auf Hundert und Ein und Fünfzig.

VIII. Brief.

Angenehmeres hätten Sie mir nichts schreiben können mein Bester! als daß auch bey Ihnen die Friedens-Gerüchte von Tage zu Tage glaublicher werden. Mein Herz hüpfet für Freude, wenn es sich die Möglichkeit gedenket, daß das Ungewitter, welches über uns hängt, unschädlich vorüberziehen, oder sich in kühlenden milden Regen auflösen könne. Wie viel Dankgebeter werden alsdann zu Gott emporsteigen, wie viel Freuden-Thränen beym frohen Wiedersehen der Väter, der Söhne, der Ehegatten, der Brüder vergossen werden! Wie wird Deutschland seine Edlen segnen, und mit wie viel reinerer Wonne den Oelzweig in ihren Händen, als den Sieges-Cranz auf ihren Häuptern sehen!

Ein Fürst, der den Krieg als Krieg liebt und sucht, der Vergiessung des Menschen-

schenblutes, und Verwüstung der Länder nicht achtet, um etwa dieser oder jener Leidenschaft, die in ihm aufbraußt, Sättigung zu geben, ein solcher Fürst verliert den großen Zweck seines hohen Amtes, und seine eigne wahre Vortheile aus den Augen. Sein Beruf ist groß und edel — er soll glücklich machen — er soll wachen und sorgen für die Wohlfahrt seines Volkes, soll durch weise Gesetze und Anstalten die Summe von Unzufriedenheit und Elend vermindern, und dagegen vermehren die Summe von Zufriedenheit nnd Wohlstand. Wenn ihm dieses heilige Pflicht und Freude ist; wenn der verfluchte Walspruch: oderint dum metuant nie sein Gedanke gewesen, sondern der Ruhm eines Titus ihm köstlicher ist, als der Ruf eines Alexanders — wenn er, wie Youug sagt, das Schwerd ungern zeucht, und frölich in die Scheide steckt* — Dann nur kann er auf den Dank

* That Prince, and That alone, is truly Great who draws the *Sword* reluctant, gladly sheaths.

Compl. N. VI.

Dank und die Liebe seines Volkes, auf den innern Lohn bewiesener Treue und auf das Lob eines großen und guten Regenten Anspruch machen. — Wenn er sich aber nur geboren, und auf einen so hohen Posten gestellt zu seyn glaubt, um Menschen gegen Menschen anzuführen; wenn Herrschen und Kriegführen bey ihm einerley, und Gerechtigkeit nicht sein erstes Gesetz ist — o mein Freund! der, der alles lenkt, kann einen solchen Fürsten zu Erreichung seiner Absichten als ein scharfes Werkzeug gebrauchen, aber welcher Menschen-Freund kann ihn lieben, welches Land wird ihn segnen?

In der That spielt auch ein Regent, der einen ungerechten oder unnöthigen Krieg anfängt, jederzeit ein sehr wagliches großes Spiel. Er weiß nicht, ob er irgend einen von den Vortheilen erlangen werde, nach denen er strebt. Ist kriegerische Ehre und der bluttriefende Lorbeer sein Zweck — wer steht ihm dafür, daß er diesen Zweck erreichen werde? Weder

seine eigne Einsicht und Klugheit, noch der Ruf und die Erfahrung seiner geübtan Generale, noch die Tapferkeit seiner Truppen kann ihm Bürge für seinen Ruhm werden. Es ist eben so möglich, daß er Spott und Schande, als Bewunderung, und Ehre, aus dem Felde zurückbringe. Ist aber Vergrösserung und Macht das, was er suchet: so wird er noch so viel öfter seines Zwecks verfehlen. Einmal ist der Ausgang eines jeden Krieges äusserst ungewiß, und der auf Eroberung auszog, ist oft am Ende froh gewesen, mit dem Verluste einiger Provinzen, und aller aufgewandten Kosten den Frieden erkaufen zu können. Dann wird aber auch gröstentheils auf der einen Seite verloren, was etwa auf der andern gewonnen wird, und des Kayser Augusts Wort war befunden: Man fischt mit einem goldenen Netze; Hofnung des Gewinnes und Furcht des Verlustes ist in keinem Verhältniß. *

Führt

* Sueton. in Aug. Cap. XXV.

Führt ein kluger und tapferer Fürst einen gerechten Krieg, und kann er es vor seinem eignem Gewissen, und vor der Welt verantworten, daß er zu diesem traurigen Mittel greift: so kann er zwar auch unglücklich seyn, aber die Ehre eines gerechten Fürsten, das Bewußtseyn guter Absichten und das Vertrauen seines ihn liebenden Volks kann er nicht verlieren — Was soll aber den trösten, der nach einem ungerechten Kriege gedemüthiget und geschwächt zurückkehrt? — Jedoch, es ist recht, daß der Menschenfeind ohne Trost bleibe.

So einleuchtend diese Grundsätze sind: so schwer mein theurester Freund, ist jedoch ihre Anwendung; und obgleich kein Krieg von beyden Seiten gerecht seyn kann: so ist es doch möglich, daß er von beyden Seiten dafür gehalten werde. Nur in einiger Entfernung lassen sich Gegenstände dieser Art gehörig beurtheilen; und mit Untrüglichkeit kann nur der richten, der die Herzen erforscht. Uns soll

es

es unterdessen unter allen Umständen unsers Lebens beruhigen, daß wir unter der Obhut und Regierung dieses allerweisenen Wesens stehen, und unser Bestreben soll es bleiben, unsre Pflichten auf dem Posten, auf welchem wir hingestellt sind, treulich zu erfüllen. Ich umarme Sie und die Ihrigen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sack, Friedrich Samuel Gottfried,

Briefe über den Krieg

[S.l.] 1778

Path. 172#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10470978-6
VD18 14877155-001